

Leben aus dem Tod?

Die sieben Worte Jesu am Kreuz*

Franz-Josef Steinmetz, München

In manchen Gebetbüchern findet man nicht bloß sogenannte Kreuzwegandachten, welche die 14 Stationen des Leidens Jesu betrachten, sondern auch solche, die seine sieben letzten Worte am Kreuz (in freilich unterschiedlicher Reihenfolge) meditieren. Außerdem gibt es bekanntlich eine besondere Art von Passionsmusik, in der die Kreuzesworte Jesu interpretiert werden, so z.B. schon um 1507 von Antoine de Longueval, um 1645 von H. Schütz, 1785 von J. Haydn und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts u.a. durch Ch. Gounod und C. Franck in Frankreich¹. Gelegentlich kann man heute noch erleben, dass diese Kompositionen sowohl in Kirchen als auch in Konzertsälen aufgeführt werden.

Da wir alle einmal letzte Worte sprechen müssen, nämlich dann, wenn unser irdisches Leben zu Ende geht, scheint es sinnvoll zu sein, diese sieben Worte Jesu am Kreuz nicht bloß in der österlichen Bußzeit zu betrachten, sondern immer wieder einmal geradezu grundsätzlich im Blick auf unseren eigenen Tod. Ich praktiziere dies z.B. regelmäßig in Exerzitienkursen, die ich gebe, und ich halte es für eine heilsame und wichtige Übung, die nichts mit falscher Todessehnsucht oder übertriebenem Vergänglichkeitsbewusstsein zu tun hat. Der gewaltige Urvorgang des Todes wird in unserer Zeit nämlich dermaßen verdeckt oder verschwiegen, dass eine ausdrückliche Erinnerung an ihn geradezu nötig erscheint. Die verbreitete Todesvergessenheit hat letzten Endes lebensfeindliche Folgen. Unseren Tod zu bedenken ist hingegen die Tat, durch die das Leben wiederum zu leuchten beginnt. Nur wer den Tod kennt, kennt auch das Leben. Die Suche nach dem Bestand und dem Inhalt unseres Lebens muss mit der Frage nach seinem Ende beginnen. In seinen Regeln für eine gute und gesunde Wahl empfiehlt auch Ignatius von Loyola: „Als wäre ich in der Todesstunde, bedenke ich die Form und das Maß, das ich dann hinsichtlich der jetzigen Wahl wünschte eingehalten zu haben; und danach richte ich mich und treffe im ganzen meine Entscheidung“ (GÜ 186).

* Mit freundlicher Genehmigung der Herausgeber entnommen aus: St. Ackermann/F. Genn (Hrsg.), *Im Einsatz für die Kirche*. Würzburg 2001, 215–231.

¹ Vgl. den Artikel „Kreuzesworte Jesu“, in: ³ LThK Band VI, sp. 457.

² Vgl. R.E. Brown, *Der gekreuzigte Messias. Versuche über die vier Leidensgeschichten*. Würzburg 1998.

Wer die sieben Worte Jesu am Kreuz, wie es üblich ist, fromm und mit Betroffenheit betrachtet, findet in ihnen gewiss gute Gedanken im Hinblick auf seinen eigenen zukünftigen Tod. Er wird versuchen, Jesu Worte nachzusprechen und seine eigenen werden zu lassen. Er wird feststellen, dass ihm manche Worte leichter fallen als andere, und er wird deshalb vielleicht bei den schwierigeren länger verweilen. Nicht alle werden ihn in gleicher Weise trösten. Er wird auch spüren, dass diese Sätze kaum auf einen historischen Wortlaut zurückzuführen sind, wenn man sie in ihrem biblischen Kontext betrachtet. Sie enthalten vielmehr tiefe Geheimnisse, die theologisch gedeutet werden wollen². Eben dies ist die Aufgabe, der sich dieser kleine Beitrag zu stellen versucht. Er möchte hervorheben, wie die sieben Kreuzesworte Jesu im Kontext des jeweiligen Evangeliums verstanden werden wollen.

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? (Mk 15,34)

Das einzige Wort, das uns Markus (dessen Evangelium nach Ansicht wohl der meisten heutigen Exegeten das älteste ist) vom sterbenden Christus überliefert, lautet: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (15,34) Auch der Kontext dieses Hilferufes hat bei Markus eine eher dunkle, nüchterne Farbe. Der Evangelist Matthäus berichtet zwar das gleiche Wort (27,46). Aber bei ihm erscheint die Dunkelheit der Kreuzigungsszene durch wunderbare Ereignisse, die im Anschluß an den Tod Jesu geschehen, schon ein wenig aufgehellt: Erdbeben, Spaltung der Felsen, Auferweckung der Heiligen, die in die Stadt kommen und vielen erscheinen (27,51–54). In den jüngeren Evangelien, nämlich bei Lukas und Johannes, ist von einem Schrei der Verlassenheit überhaupt keine Rede mehr. Ist er ihnen etwa ein Stein des Anstoßes, und haben sie ihn deshalb ausgelassen?

Nun, dieser Ausdruck tiefster Verlassenheit ist alles andere als leicht verständlich. Lässt er sich überhaupt eindeutig und umfassend erklären?³ Und wie soll man die unterschiedlichen Kreuzesworte beurteilen, die die Evangelisten berichten: als bloß historische Zufälle oder als Ausdeutung des Todes Jesu? Ihre Klangfarbe ist jedenfalls so verschieden, daß sie eine Erklärung verlangt. Man kann nur staunen, dass sie in manchen frommen Betrachtungen nicht einmal versucht wird.

In der Erzählung „Der Fall“ des französischen Philosophen A. Camus wird eine Erklärung angedeutet, die ich für anregend und bemerkenswert halte. Dort heißt es: „(Jesus) hat den Beistand nicht gefunden, er hat sich

³ I. Hermann, *Das Markusevangelium*. Zweiter Teil. Düsseldorf 1967, 107.

darüber beklagt, und um das Maß voll zu machen, hat man ihnzensurirt! Ja, ich glaube, es war der dritte Evangelist, der als erster seine Klage ausstrich. Warum hast du mich verlassen?, das war ein aufrührerischer Schrei, nicht wahr? Darum her mit der Schere! Wenn Lukas nichts weggelassen hätte, wäre die Sache, nebenbei bemerkt, kaum aufgefallen, jedenfalls hätte sie nicht soviel Gewicht erlangt. So aber posaunt der Zensor aus, was er verhehlen will.“⁴

Hier wird also dem Evangelisten Lukas, der den Verlassenheitsruf Jesu nicht mehr erwähnt, eine bewusst tendenziöse Zensurierung vorgeworfen. Eigentlich sei Jesus mit einem aufrührerischen Schrei der Verzweiflung gestorben. Er habe zwar schöne Predigten gehalten und wunderbare Taten gewirkt, schließlich aber sei er gestorben wie alle anderen Menschen auch. Seine Arbeit sei vergeblich gewesen, etwa so wie die des Sisyphus, der einen stets zurückrollenden Fels bergauf wälzen muss.

Dieser Einwand kann zumindest nachdenklich machen. Er kann uns hindern, den furchtbaren Hilferuf Jesu pseudo-theologisch zu verharmlosen. Jesus war gehorsam bis zu seinem Tod, ja bis zum Tod am Kreuz (Phil 2,8). Er ruft tatsächlich aus äußerster Not um Hilfe. Aber muss man deshalb schon von einem Aufruhr gegen Gott und von totaler Verzweiflung sprechen? Man darf den Hilfeschrei Jesu sicher nicht als protokollarische Tonbandaufnahme interpretieren, ohne die nötigen hermeneutischen Überlegungen anzustellen. Da ein Gekreuzigter letztlich an Erschöpfung stirbt, könnte man sogar fragen, ob der folgende „laute Schrei“ einfach die historische Situation spiegelt oder ob der Evangelist damit vor allem die Tiefe des Leidens Jesu betont.⁵

Hört man den Hilferuf so, wie er uns überliefert ist, dann sind darin offensichtlich zwei konträre Aussagen enthalten: Einerseits ist der Ruf radikalster Ausdruck der Einsamkeit des Leidens Jesu, der nicht nur von den Menschen, sondern von Gott verlassen wurde. Zugleich aber wird dieser Gott, der als der Abwesende und den Beter im Stich Lassende erfahren wird, doch als „mein“ Gott reklamiert. Jesus stirbt also nicht ohne weiteres geduldig, sondern im Aufschrei zu Gott, der doch sein letzter, freilich unfassbarer Halt im Sterben bleibt. Genau dies entspricht auch der Stimmung des ganzen 22. Psalms, aus dem der Hilferuf Jesu stammt. Er ist ohne Zweifel kein bloßes „Vertrauenslied“, wie man zuweilen wegen der folgenden Verse allzu vereinfachend gemeint hat.⁶ Die Evangelisten Markus und Matthäus

⁴ A. Camus, *Der Fall (La Chute)*. Roman. Ins Deutsche übertragen von G. Meister. Hamburg 1957, 120.

⁵ E. Schweizer, *Das Evangelium nach Markus*. Göttingen 1967, 205.

⁶ H. Küng, *Christsein*. München 1974, 330. Vgl. J. Gnilka, *Das Evangelium nach Markus*. 2. Teilband. Neukirchen-Vluyn 1979, 322.

wollen durchaus sagen, dass Jesus genau diese fürchterlichen Qualen erduldet, die jener bekannte Psalm schildert. Sie wollen jedoch zugleich die „Heilsgewissheit“ andeuten, die dieses Passionslied nicht weniger zum Ausdruck bringt: „Die ihr den Herrn fürchtet, preist ihn ... Denn er hat nicht verachtet, nicht verabscheut das Elend des Armen. Er verbirgt sein Gesicht nicht vor ihm, er hat auf sein Schreien gehört“ (Ps 22,24 f.) Die unheimliche Einsamkeit und Gottverlassenheit Jesu sollen durch diesen Hinweis keineswegs abgemildert werden. Aber mit „Aufruhr gegen Gott“ oder mit „völliger Verzweiflung“ hat der Hilferuf Jesu auch im Markusevangelium nichts zu tun.⁷ Er kann und er will uns helfen, niemals aufzuhören, nach Gott zu rufen, selbst wenn der Tod auch uns schließlich mit der „Abwesenheit Gottes“ konfrontiert.

Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun (Lk 23,34)

Die letzten Worte, die Jesus im Lukasevangelium vom Kreuz herab spricht, haben auf den ersten Blick eine erheblich andere Klangfarbe als der Verlassenheitsruf bei Markus. Lukas malt den Gekreuzigten mit wunderbar leuchtenden Farben als einen Menschen, der in großer innerer Freiheit und Überlegenheit stirbt, beinahe als ein „Held“. Er wurde zwar von den Menschen verlassen, aber nicht von Gott. Er praktiziert in vorbildlicher Weise sowohl Feindesliebe wie Vergebungsbereitschaft (23,34) und verheißt einem mitgekreuzigten Räuber den schon baldigen gemeinsamen Einzug ins Paradies (23,43). Dass Lukas auch sein allerletztes Wort (23,46) als Vorbild christlichen Sterbens zeigen will, wird deutlich, weil es Stephanus in der Apostelgeschichte nachahmt (7,59 f.) Wer dieses lukanische Bild vom sterbenden Jesus nur oberflächlich betrachtet, könnte meinen, dass der Kontrast zum markinischen geradewegs ein Widerspruch sei. Wenn man die Unterschiede jedoch gründlicher vergleicht, kann man durchaus eine tiefe Gemeinsamkeit feststellen.

Markus betont zwar im Tod Jesu dessen äußerste Dunkelheit und innere Not, aber doch auch im weiteren Ablauf des Geschehens die Überwindung des Todes und die schlussendliche Rettung und Rechtfertigung durch Gott. Der große Unterschied, der auf den ersten Blick zwischen der markinischen und der lukanischen Kreuzigungsszene besteht, ist letztlich doch nicht so tief und wesentlich, wie es den Anschein hat. Im Grunde verkündigen beide Evangelisten das gleiche Geheimnis des Glaubens, dass im Kreuz durch Jesus Tod das Leben entstand. Sie tun es freilich mit unterschiedlichen Farben

⁷ Vgl. K. Kertelge, *Markusevangelium*. Würzburg 1994, 158.

und Klängen, denn dieses Geheimnis lässt sich weder bildlich noch sprachlich endgültig einfangen. Auch die Evangelien sind nur „Versuche“, sich ihm gläubig zu nähern, und deshalb entstanden unter der Führung des Heiligen Geistes recht verschiedene „Kompositionen“, „Malereien“ und „Melodien“, die sich gegenseitig ergänzen, um das zu verkündigen, was man nicht in Worte fassen kann (vgl. Röm 8,26).

Jesu Gebet für die Feinde (23,34) entspricht seinen Anweisungen in der lukanischen Feldrede : „Segnet die, die euch verfluchen; betet für die, die euch misshandeln“ (6,28). In der Apostelgeschichte hat auch Stephanus so gehandelt (7,60), während die grausam gequälten Märtyrer in 2 Makk 7,1–42 ihre Folterer vor allem an Gottes gerechte Strafe und seinen Zorn erinnern. Wie selten und ungewöhnlich das Gebet für die Feinde im allgemeinen ist, wird jedem klar, der sich die Szene einer Kreuzigung auch nur einigermaßen konkret vorstellt. Für seine Feinde zu beten, das übersteigt unsere menschlichen Kräfte, es ist unendlich, man darf sogar sagen göttlich schwer. Möglich ist es nur dem, der auch das Gebot der Feindesliebe bejaht, in dessen Zusammenhang es verwurzelt ist (Lk 6,29–36). Die Fragen und Probleme, die dieses Gebot zunächst einmal aufwirft, können hier nicht ausführlich beantwortet werden. Entscheidend ist, dass wir uns klarmachen: Jesus hat das Gebot der Feindesliebe nicht bloß angeordnet, sondern vorgelebt und so auch seinen Nachfolgern ermöglicht. Wenn wir auf ihn schauen, dann dürfen wir uns nicht ohne weiteres ausplündern lassen und überhaupt nicht in einem „weichlichen“ Sinn nachgiebig sein und vergeben. Ja, wir müssen sagen, dass Jesus gerade deshalb ans Kreuz geschlagen wurde, weil er für Gottes Gerechtigkeit und Wahrheit gekämpft hat. Aber er hat keine Gewalt gebraucht, hat niemals aufgehört, seine Feinde zu lieben, und hat am Kreuz sogar für sie gebetet. Genau diesem Beispiel können und sollen wir folgen, wenn er uns dazu die nötige Kraft gibt.

Bemerkenswert und interessant ist auch der Hinweis: „denn sie wissen nicht, was sie tun“. Das entspricht den Aussagen in Apg 3,17 (Rede des Petrus auf dem Tempelplatz) und Apg 13,27 (Paulus in Antiochia) über die Unwissenheit der Schuldigen. Dieser Halbvers fehlt in sehr wichtigen alten Handschriften und gilt darum vielen als sekundär.⁸ Aber eine spätere Streichung aus judenfeindlicher Einstellung ist auch nicht zu beweisen. Zumindest kann der Gedanke an die durchaus mögliche Unwissenheit unserer Feinde das Gebet für sie etwas leichter machen. Im Alltag wird man den steilen Weg zur Feindesliebe nur allmählich und gewissermaßen „stufenweise“ zurücklegen können. Diese „Stufen“ lassen sich etwas folgendermaßen beschreiben: 1. kein Unrecht beginnen, 2. mit gleichwertiger Strafe

⁸ J. Kremer, *Lukasevangelium*. Würzburg 1988, 231.

zufrieden sein, wenn man ein Unrecht bestrafen will, 3. den, der uns misshandelt, nicht das antun, was man erlitten hat, 4. sich preisgeben, um Böses zu erdulden, 5. noch mehr hergeben, als der Übeltäter verlangt, 6. den, der Böses tut, nicht hassen, 7. ihn lieben, 8. ihm Gutes tun, 9. für ihn beten, 10. einander die Schuld vergeben, wie auch Jesus uns vergeben hat.

Amen, ich sage dir: heute noch wirst du mit mir im Paradies sein
(Lk 23,43)

Nachdem Jesus für seine Feinde gebetet hat, verspricht er einem der beiden Verbrecher, die mit ihm gekreuzigt wurden, den sofortigen Einzug ins Paradies. Dieses Wort des Gekreuzigten will nicht unmittelbar nachgeahmt oder nachgesprochen werden. Zunächst wird man das Geheimnis meditieren, wie Jesus das Los des Sterbens sogar mit Verbrechern geteilt hat. Wir können ihn bitten, dass er uns in der Stunde des Todes nicht allein lasse, sondern bei uns bleibe. Wir dürfen glauben, dass die Verheißung an den reumütigen Übeltäter uns allen gilt, und auch wir mit Jesus leben werden, wenn wir mit ihm sterben.

Obwohl das lukanische Bild der Kreuzigung Jesu sich erheblich von der markinischen Vorlage unterscheidet, wurde es in der kirchlichen Tradition immer als theologisch vollgültig anerkannt. Wer sich in dieses Evangelium vertieft, wird unwillkürlich in seine eindrucksvollen Einzelheiten hineingezogen. Damit meine ich jedoch nicht etwa die zahlreichen legendären Ausmalungen, die im Laufe der Geschichte schon verhältnismäßig früh entstanden sind, z.B. in Erzählungen über den sogenannten guten (auf der „rechten“ Seite hängenden) Schächer mit dem Namen Dismas oder über seinen bösen (linken!) Kollegen Gestas. Vielmehr denke ich einfach an die verschiedenen Zuschauergruppen, die schon im lukanischen Kreuzigungsbericht eine Rolle spielen. Während das „Volk“ eine bloß beobachtende Rolle einnimmt, beteiligen sich die übrigen direkt an der allgemeinen Verspottung Jesu. Zu ihnen gehört nach Lukas auch einer der beiden Mitgekreuzigten, während der andere, der erst in späterer Tradition als der „rechte“ bezeichnet wird, Jesus namentlich anruft und um rettende Fürsprache bittet.

Wer diese Szene betrachtet, kann einerseits versucht sein wie ein bloßer Beobachter zu reagieren oder sogar, (ähnlich wie der „linke“ der Mitgekreuzigten) den ungerecht verurteilten Jesus zu lästern oder zu verhöhnen. Er bleibt aber vor allem eingeladen, sich selbst als Schuldigen (Sünder) zu erkennen und die Verheißung Jesu auf sich zu beziehen. Als Hörer oder Leser des Evangeliums darf er glauben, dass der unschuldig Gekreuzigte und als ohnmächtiger „Retter“ Verhönte, allen Schuldigen, die ihn reumütig

anrufen, Anteil an seiner Herrschaft geben kann. Die ältesten Handschriften sprechen hier von „Reich“ und meinen damit einen räumlich vorgestellten himmlischen Bereich. Andere Lesarten der Bitte (23,42) formulieren: „Wenn du in deiner Königsherrschaft kommst“. Sie lassen eher an die Parusie, d.h. an die „Wiederkunft“ Jesu in Herrlichkeit denken.⁹

Die Antwort Jesu ist dem Lukasevangelium entsprechend besonders souverän. Sie lautet: „Amen, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein“ (23,43). Das ist ein anderes biblisches Bild für den Himmel (vgl. 2 Kor 12,4; Offb 27). Bemerkenswert ist dabei vor allem die Zusicherung, dass die Bitte schon „heute“ erfüllt wird, also nicht erst bei der Parusie am Ende der Zeit und auch nicht bei der Himmelfahrt nach vierzig Tagen (Apg 1,3,9–11), sondern schon sogleich nach seinem Tod wird ihm die Lebensgemeinschaft mit Jesus gewährt. Im christlichen Mysterium der Überwindung des Todes werden demnach alle bloß chronologischen Vorstellungen gesprengt.

Auch nach unseren Überlegungen bleibt eine unmittelbare Nachahmung oder ein direktes Nachsprechen dieses Jesuswortes fragwürdig. Wohl aber vermag es unsere Zuversicht zu stärken: „Wenn wir mit Christus gestorben sind, werden wir auch mit ihm leben; wenn wir standhaft bleiben, werden wir auch mit ihm herrschen; wenn wir untreu sind, bleibt er doch treu, denn er kann sich selbst nicht verleugnen“ (2 Tim 2,11–13).

Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist (Lk 23,46)

Wie sehr sich die Klangfarbe der letzten Worte Jesu bei Lukas vom Verlassenheitsruf bei Markus unterscheidet, ist schon betont worden. Zugleich wurde aber ebenso klargestellt, dass der Unterschied nicht so wesentlich ist, wie es auf den ersten Blick erscheint. Eben dies wird noch einmal bestätigt, wenn man erkennt, dass Jesus auch bei Lukas mit einem Psalmwort auf den Lippen starb. Er rief laut: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist“ (23,46). Dieses Wort gehört zum 31. Psalm, der im Grunde ein ähnliches Passionslied ist wie der 22. Psalm, der von Markus zitiert wird. Die Einheitsübersetzung gibt ihm zwar die Überschrift „Gott, die sichere Zuflucht“. Aber auch er ist voller Klagen und Not, wie es z.B. die folgenden Verse zeigen: „In Kummer schwindet mein Leben dahin, meine Jahre verrinnen in Seufzen. Meine Kraft ist ermattet im Elend, meine Glieder sind zerfallen. Zum Spott geworden bin ich all meinen Feinden, ein Hohn den Nachbarn, ein Schrecken den Freunden; wer mich auf der Straße sieht, der flieht vor

⁹ J. Kremer, a.a.O., 232.

mir. Ich bin dem Gedächtnis entschwunden wie ein Toter, bin geworden wie ein zerbrochenes Gefäß“ (31,11–13). Allerdings beginnt dieser Psalm mit eindeutig zuversichtlichen Worten, die dann zum letzten Wort des sterbenden Jesus nach Lukas geworden sind: „In deine Hände lege ich voll Vertrauen meinen Geist, du hast mich erlöst, Herr, du treuer Gott“ (Ps 31,6). Das klingt offensichtlich anders als bei Markus, und die Dunkelheit der Todessnot scheint dadurch gewissermaßen verklärt. Im Grunde jedoch kommt bei Lukas dieselbe radikale Abhängigkeit des Sohnes vom Vater zum Ausdruck wie bei Markus. Aus sich selbst vermag er nichts zu tun und will er nichts tun. So lehrte er seine Jünger beten (vgl. Lk 11,2–4); so betete er vorbildlich im Garten des Ölbergs (Lk 22,42); in eben dieser Haltung endet sein Leben schließlich am Kreuz. All dies aber wird von Lukas so gemalt, dass die vorbildliche Zuversicht Jesu gerade auch im Untergang und im Sterben aufleuchtet.

Wer dieses letzte Wort Jesu im Blick auf seinen eigenen Tod betrachtet, wird sich trotzdem fragen, was es eigentlich bedeutet. Er wird sich daran erinnern, dass schon im Alten Testament von einem „Wunderbaren Ratgeber“ gesprochen wird (Jes 9,5). Angesichts seines letzten Wortes bei Lukas ist er vielleicht eher versucht zu spotten: Nicht „wunderbarer“, sondern „wunderlicher“ Ratgeber sollte man ihn nennen. Diese Versuchung wird möglicherweise dadurch verstärkt, dass bei Jesaja auch die Prophezeiung zu lesen ist: „Er wurde misshandelt und niedergedrückt, aber er tat seinen Mund nicht auf. Wie ein Lamm, das man zum Schlachten führt, und wie ein Schaf angesichts seiner Scherer, so tat er seinen Mund nicht auf“ (53,7). Lukas hingegen lässt Jesus rufen: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist“. Das ist sozusagen der letzte gute Rat, den er uns allen mit auf den Weg gibt. Ein wunderbarer Rat? Wer einen besseren weiß, der möge ihn vorschlagen. Was kann man einem Menschen, der mit dem Geheimnis des Todes ringt, Besseres empfehlen als eben dies: sein Leben in Gottes Hände zu legen und Jesus als „Wegbereiter“ zu folgen?

Vom Geheimnis des Kreuzes

In manchen Kreuzwegandachten heißt es an jeder Station: „Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, und preisen dich. Denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst.“ Die Worte dieses Bekenntnisses sind für unseren Glauben von entscheidender Bedeutung. Nicht erst durch seine Auferstehung, sondern schon durch sein Kreuz hat Jesus die Welt erlöst. Freilich gehören Kreuz und Auferstehung, Karfreitag und Ostern zusammen. Wir dürfen und können diese Geheimnisse nicht voneinander trennen. Wir dür-

fen aber ebenso wenig das Kreuz wie einen „Betriebsunfall“ betrachten, der dann glücklicherweise durch die Auferstehung korrigiert wird. Vielmehr beginnt unsere Rettung schon am Kreuz und durch das Kreuz Jesu. Obwohl dieses Geheimnis unergründlich ist und bleibt, darf man versuchen, sich ihm zu nähern.

Man kann das Kreuz auf verschiedene Weise betrachten. Wir können den Menschen Jesus anschauen, der aufblickt zu Gott. Wir können in ihm aber auch zugleich Gott erkennen, der sich den Menschen ausliefert. In der zuerst genannten Blickrichtung erscheint Jesus als der neue Mensch, in dem der Ungehorsam des alten Adam ein Ende findet. Jesus sucht weder seine eigene Ehre noch seinen eigenen Willen. Vielmehr unterwirft er sich dem, der ihm alles unterwirft, damit Gott alles in allem sei (vgl. 1 Kor 15,28). Daher besteht auch der Inhalt seines letzten Gebetes darin, dass er Gott selbst zu Wort kommen lässt. Während der alte Mensch gegen seinen Schöpfer aufbegeht und von ihm unabhängig herrschen, leben und sein will, bringt Jesus als der neue Adam Gottes Willen und sein kreatürliches Wünschen zum Einklang. Gott selbst wird Anfang und Ende jeglichen Wollens und so zu unserem Heiland und Retter in Jesus Christus.

Die an zweiter Stelle genannte Blickrichtung ist problematischer. Gerade wenn man gläubig davon ausgeht, dass Gott selbst sich in Jesus den Menschen ausliefert, erscheint der Gekreuzigte zunächst als Verlierer. Seine Feinde hingegen sind allem Anschein nach die Sieger, das Feuer seiner Liebe wird ausgelöscht und er unterliegt. So ist es doch immer, wenn zwei miteinander kämpfen und sich einer von ihnen als der Stärkere erweist. Was aber geschieht, wenn das unendliche Leben selbst an diesem Kampf beteiligt ist oder das unendliche Feuer der Liebe ausgelöscht werden soll? Wer ist dann der Stärkere und wer der eigentliche Sieger? Wir wissen es nicht und sprechen doch von einem „seltsamen“ Zweikampf, in dem das Leben mit dem Tode ringt, und vom Geheimnis des Glaubens, dass im Tod das Leben ersteht. Zumindest ahnen wir etwas von der Macht der Ohnmacht, die die Mächtigen in die Knie zwingt, oder wie es in einem Lied heißt: „Wir banden ihn: wir lernten vom Sklaven die Freiheit. Wir durchbohrten ihn: wir bohrten den Quell in der Wüste. Wir begruben ihn: wir säten auf der Erde den Himmel“ (Gotteslob Nr. 184). Die Augen unseres Glaubens sehen im ausgeplünderten und durchbohrten Menschensohn die unausschöpfliche Quelle der unendlichen göttlichen Liebe.

Frau, siehe, dein Sohn! Siehe, deine Mutter! (Joh 19,26,27)

Der Evangelist Johannes stellt das Geheimnis des Kreuzes so dar, dass Jesu Abstieg unmittelbar als Aufstieg in seine Herrlichkeit erscheint. Der tiefste Punkt seiner Erniedrigung ist schon der Anfang seiner Erhöhung. Die Kreuzesworte Jesu, die uns dieses Evangelium überliefert, scheinen kein Gebet mehr zu sein, sondern eher einfach feststellende und anordnende Reden. Man hört keine Klagen, keinen Hilferuf, keine demütige Übergabe an den Vater wie in den synoptischen Berichten, stattdessen wird sozusagen ein königlich souveränes Sterben zum Ausdruck gebracht. Die Qualen und Leiden werden nicht einmal angedeutet.

„Bei dem Kreuz Jesu standen seine Mutter und die Schwester seiner Mutter, die Frau des Klopas und Maria von Magdala. Als Jesus seine Mutter sah und bei ihr den Jünger, den er liebte, sagte er zu seiner Mutter: Frau, siehe, dein Sohn! Dann sagte er zu dem Jünger: Siehe, deine Mutter! Und von jener Stunde an nahm sie der Jünger zu sich“ (19,25-27).

Während die Frauen nach Markus nur von weitem zuschauen, stehen sie im Johannesevangelium direkt unter dem Kreuz.¹⁰ Dass die Mutter Jesu auch dabei ist, wird nur von ihm erwähnt. Er lenkt unsere Aufmerksamkeit vor allem auf das Gespräch Jesu mit ihr und mit dem Lieblingsjünger, der den Gekreuzigten nicht verlassen hat und Zeuge des Geschehens wird. Die Worte, die Jesus an die beiden richtet, wirken feierlich, geradezu formelhaft, und wie eine letzte Willenserklärung. Besteht ihr Sinn nur darin, dass der sterbende Sohn für seine zurückbleibende Mutter Sorge trägt? Sie hat für Johannes gewiss eine tiefere symbolische Bedeutung, die freilich von den Auslegern verschieden akzentuiert wird. Trotzdem spricht vieles dafür, dass die Mutter Jesu die Christen aus dem Judentum und der Lieblingsjünger die aus dem Heidentum repräsentiert. Der Gedanke, daß die christliche Gemeinde an den Mutterschoß (das Judentum) erinnert werden soll, aus dem sie in der Nachfolge Jesu auch selbst hervorgegangen ist, liegt zumindest nahe. Der abschließende Vers, wonach der Lieblingsjünger die testamentarische Zuweisung befolgt und Maria in sein Haus aufnimmt, verdeutlicht jedenfalls das wesentliche Ziel, das Jesus in seinem Leben und Sterben vor Augen hatte. Es sollte eine neue Gemeinschaft entstehen, in der bisher getrennte Völker durch ihn für alle Zukunft miteinander verbunden sind (vgl. Eph 2,15 f.). Die „Wohngemeinschaft“ des Lieblingsjüngers mit der Mutter Jesu ist ganz sicher ein Vorausbild der gegenseitigen Liebe, die in der Kirche gelebt werden kann und soll: „So, wie ich euch geliebt habe, sollt auch ihr einander lieben“ (Joh 13,34).

¹⁰ J. Gnilka, *Johannesevangelium*. Würzburg 1983, 145

Wer die letzten Worte betrachtet, die Jesus den beiden Menschen sagt, die ihm aufgrund ihres Glaubens besonders nahe stehen, kann erkennen, dass hier eine geistliche Verwandtschaft beginnt, die im Alltag von heute fortgesetzt werden will. Das Kreuz Jesu Christi verbindet alle Menschen wie Mütter und Söhne, und auch den, der nach unserem Urteil weit entfernt zu sein scheint, dürfen wir als unseren Bruder begrüßen. Entscheidend aber bleibt, dass wir diese familiären Worte nicht bloß nachsprechen, sondern dass wir sie tatsächlich praktizieren.

Mich dürstet (Joh 19,28)

Das vorletzte johanneische Kreuzeswort scheint zunächst noch einmal an die Leiden und Qualen zu erinnern, die auch Markus und Matthäus (nicht hingegen Lukas) in diesem Zusammenhang berichten. Es liegt nahe, in diesem Wort vor allem die große Sehnsucht zu betrachten, die darin zum Ausdruck kommt, oder zu meditieren, wie sehr der Essig enttäuschen musste, der die Lippen Jesu benetzte. Wahrscheinlich ist dieses Wort eine Anspielung an Psalm 69,22: „Sie gaben mir Gift zu essen, für den Durst reichten sie mir Essig.“ Manche ergänzen die Betrachtung auch mit Psalm 22,16: „Meine Kehle ist trocken wie eine Scherbe, die Zunge klebt mir am Gaumen.“ Oder sie denken sogar an die Seligpreisungen der Bergpredigt: „Selig, die hungrig und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie werden satt werden“ (Mt 5,6).

„Ich habe Durst“ ist etwas noch viel Tieferes als wenn Jesus nur gesagt hätte „Ich liebe dich“. Die Wahrheit dieses Satzes erschließt sich vermutlich erst nach einer längeren Meditation. Denn was gibt es Schöneres als hören zu dürfen: „Ich liebe dich“?! Was kann man jemandem mehr und Besseres wünschen als dies, dass er eine solche Zusage hören, aufnehmen, glauben und sein Leben davon bestimmen und verwandeln lassen kann?! – Und doch scheint ein Liebender dem Wort „Ich liebe dich“ noch eine eigene Farbe und Tiefe hinzuzufügen, wenn er sagt: „Ich habe Durst“. Mit diesem Wort ist der, der mich liebt, nicht nur einer, der mich mit seiner Liebe beschenkt. Und auch ich bin „nicht nur“ einer, der dankbar empfängt, sondern einer, der geben darf. Ich werde sozusagen zum Schenken beschenkt. Derjenige, der mich liebt, kann mich brauchen. Wer mich liebt, will mich auch brauchen können. Wenn er sagt: „Ich habe Durst“, dann heißt das zugleich: „Ich brauche dich“. Der mich liebt, braucht mich (Willi Lambert SJ).

So treffend und anregend diese Meditationen und Überlegungen auch sein mögen, so wenig lassen sie sich unmittelbar aus dem Johannesevangelium herauslesen. In der Sicht des vierten Evangelisten muß auch das Wort

„Mich dürstet“ in den Zusammenhang der souveränen Herrschaft Jesu über sein Schicksal gestellt werden. Jesus sagt es in dem Wissen, „dass nun alles vollbracht war“ und „damit sich die Schrift erfüllte“. Hier ist wohl keine bestimmte Schriftstelle gemeint, sondern die volle und letzte Erfüllung der ganzen Schrift. Beachtenswert scheint außerdem, dass der johanneische Jesus selber seinen Durst zum Ausdruck bringt, während die Synoptiker dies nicht berichten, sondern sie lassen die Umstehenden den Schwamm mit Essig einfach anreichen. Obwohl der Durst für den, der am Kreuz hängt, schreckliche Qual bedeutet, betont Johannes die erhabene und überlegene Hoheit seines Sterbens. Auch das Durst-Wort ist keineswegs ein Zeichen seines Schmerzes, sondern seines Sieges. Schon in Joh 4,34 hatte Jesus den Jüngern erklärt: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, und sein Werk zu Ende zu führen“, und bei der Gefangennahme in Joh 18,11 sagte er zu Petrus: „Der Kelch, den mir der Vater gegeben hat – soll ich ihn nicht trinken?“ Deshalb sind sowohl Hunger wie Durst vor dem Hintergrund dieser Szenen eigentlich ein Bild dafür, dass Jesus den Auftrag des Vaters vollständig zu erfüllen verlangt. Er „nimmt“ den Trank, den man ihm reicht, weil er den Leidenskelch bis zum letzten Tropfen austrinken will.

In der Darstellung des Evangelisten Johannes hat Jesus sein ganzes Leiden, auch seinen Durst im Angesicht des Todes, als Erfüllung eines Auftrags verstanden und als Wille des Vaters. Wie unser Tod einmal aussehen wird, wissen wir nicht. Schon heute aber hören wir Jesus rufen: „Wer Durst hat, komme zu mir, und es trinke, wer an mich glaubt. Wie die Schrift sagt: Aus seinem Inneren werden Ströme von lebendigem Wasser fließen“ (Joh 7,37). Er dürstet nach unserer Liebe und nach unserem Heil, und wie der Hirsch nach frischem Wasser, so dürsten unsere Seelen nach ihm (Ps 42,2).

Es ist vollbracht! (Joh 19,30)

Das letzte Wort Jesu im Johannesevangelium ist kein Schrei der Gottverlassenheit wie bei Markus und Matthäus, auch keine demütige Hingabe in die Hände des Vaters wie bei Lukas. Er spricht geheimnisvoll „Es ist vollbracht!“. Fast alle Ausleger machen auf diese Unterschiede aufmerksam und sie heben die triumphierende Bedeutung gerade dieses Wortes besonders hervor. Der johanneische Jesus stirbt als der „Vollender“ seiner irdischen Aufgabe, die er nach dem Willen des Vaters „zu Ende führt“. Bis zuletzt erscheint er wie einer, der aktiv handelt, und nicht wie einer, mit dem es passiv zu Ende geht. Wer die Szene nur oberflächlich betrachtet, könnte vielleicht sogar den Eindruck gewinnen, dass er eigentlich gar nicht stirbt,

sondern die Erde nur verlässt (vgl. seine eigenen Abschiedsreden z.B. Joh 14,3) wie ein Gesandter, der seinen Auftrag erfüllt hat und nun in seine ursprüngliche Heimat zurückkehrt. Manche beschreiben ihn deshalb einfach als Gott, der in Menschengestalt über die Erde schreitet, oder sie sprechen von illegitimer „Vergottung“ des Menschen Jesu, die sich der Evangelist Johannes habe zuschulden kommen lassen. Auch wenn solche Beschreibungen maßlos übertrieben sind, so können sie doch verdeutlichen, dass der Kreuzestod Jesu im Johannesevangelium so unmittelbar als Erhöhung dargestellt wird, wie es weder bei den Synoptikern noch bei Paulus der Fall ist (vgl. 3,14; 8,28; 12,32.34). Von Erniedrigung ist hier keine Rede mehr, sondern nur von Verherrlichung (vgl. 7,39; 12,16.23; 13,31 f.; 17,1.5). Selbst der Satz, der gewiss auch den Tod Jesu zum Ausdruck bringt, ist so formuliert, dass man eine tiefere Bedeutung vermuten kann. Er lautet wörtlich: „und neigend den Kopf, übergab er den Geist“ (19,30). Freilich lässt sich das Neigen des Hauptes, für das in der griechischen Literatur keine Parallelen nachgewiesen sind, einfach als poetische Umschreibung des Sterbens verstehen. Oder übergibt Jesus – gleichsam als Frucht seines Todes – den Geist Gottes an die Gläubigen, die unter dem Kreuz stehen, um die Verheißung von Joh 7,39 zu erfüllen? Diese Deutung ist zwar nicht völlig auszuschließen, wohl aber weniger wahrscheinlich. Der Kontext und die Sehweise des Evangelisten legen es eher nahe, dass er das Sterben Jesu vor allem als bewusste Tat und als Selbstingabe an den Vater darzustellen versucht.¹²

Wer die verschiedenen Kreuzesworte Jesu betrachtet, kann und darf die kontrastierenden Sichtweisen der Evangelisten nicht ohne weiteres miteinander harmonisieren. Er wird sich vielmehr darum bemühen, sie jeweils in ihrer charakteristischen Eigenart und Klangfarbe zu erfassen. Er kann sie aber auch nicht einfach nebeneinander stehen lassen, als ob sie sich gegenseitig ausschließen würden. Sie alle offenbaren nämlich etwas vom vielfältigen Geheimnis des Todes, und ihre tiefere Einheit ist im Mysterium des Kreuzes verborgen.

Läßt sich also die triumphale Sichtweise der johanneischen Christologie doch irgendwie verstehen? Man wird sich zunächst in Erinnerung rufen, dass Jesus von Johannes durchaus als wirklicher Mensch und keineswegs als übermenschlicher „Gott in Menschengestalt“ beschrieben und vorgestellt wird. Gewiss ist er von Anbeginn selber „die Auferstehung und das Leben“ (Joh 11,25), der infolgedessen eigentlich gar nicht sterben kann und allen, die an ihn glauben, ewiges Leben verspricht. Aber ebenso betont gerade auch Johannes die Abhängigkeit des Sohnes von Vater. Im Konflikt mit

¹¹ R. Schnackenburg, *Das Johannesevangelium*. III. Teil. Freiburg, Basel, Wien 1975, 331.

¹² R. Schnackenburg, a.a.O., 332.

bestimmten jüdischen Kreisen verteidigt sich Jesus z.B. mit den Worten: „Ich bin nicht auf meine Ehre bedacht; doch gibt es einen, der darauf bedacht ist, und der richtet“ (8,50). Und weiter erklärt er: „Wenn ich mich selbst ehre, so gilt meine Ehre nichts. Mein Vater ist es, der mich ehrt, er, von dem ihr sagt: Er ist unser Gott“ (8,54). Jesus ist mit dem Vater eins, weil er die Werke des Vaters tut (10,37) und der Vater in ihm und er im Vater ist (10,38). Die Jünger dürfen sich freuen, dass er zum Vater geht: „Denn der Vater ist größer als ich“ (14,28). Selbst die menschliche Betroffenheit und Erschütterung Jesu, die sich bei den Synoptikern etwa im Ölbergsgebet zeigt, ist bei Johannes zu spüren. Sie wird freilich mit den charakteristisch anderen, johanneisch helleren Farben gemalt. Jesus betet: „Jetzt ist meine Seele erschüttert. Was soll ich sagen: Vater, rette mich aus dieser Stunde? Aber deshalb bin ich in diese Stunde gekommen. Vater, verherrliche deinen Namen!“ (12,27 f.). Auch die sogenannten Abschiedsreden münden schließlich in dem berühmten Gebet, das Jesus als Sohn und Mensch an den Vater richtet: „Vater, die Stunde ist da. Verherrliche deinen Sohn, damit der Sohn dich verherrlicht“ (17,1).

Wenn der gekreuzigte Jesus im Johannesevangelium keine Bitte mehr ausspricht, sondern nur noch siegreiche Erklärungen abgibt, dann nicht etwa deshalb, weil er aufgehört hat, ein Beter und ein Mensch zu sein. Vielmehr sieht der Evangelist in diesem Menschen, der mit Gott eins ist (10,37), die Herrlichkeit des Vaters (14,9), und er zeichnet diese Erkenntnis mit wunderbar hellen, fast möchte man sagen goldenen Farben, die uns überraschen, weil wir ja die viel dunklere Darstellung der Synoptiker als Kontrast vor Augen haben. In Wahrheit handelt es sich jedoch keineswegs um einen Widerspruch, sondern einfach um unterschiedliche Versuche, das letztlich unergründliche Geheimnis des Kreuzes überhaupt in Worte zu fassen. Schon die Evangelien bringen dieses Mysterium auf recht verschiedene Weise zum Ausdruck, wie man es dann (im Grunde ganz ähnlich) später in der Kunstgeschichte mit ihren kontrastreichen Stilepochen erleben kann. Die verborgene Herrlichkeit Jesu, die für menschliche Augen eigentlich unsichtbar ist und von den Synoptikern nur recht zurückhaltend verkündigt wurde, wird von Johannes schließlich triumphal ins Licht gerückt.

Man muß sich an dieses Licht gewöhnen, wie wir es ja auch aus anderen Erfahrungen kennen, etwa wenn uns die Niedrigkeit der Magd des Herrn (Lk 1,48) plötzlich im Strahlenglanz einer prachtvollen Statue vorgestellt wird. Dieses kleine Beispiel scheint durchaus geeignet zu sein, um die christologische Komposition des Johannesevangeliums zu illustrieren. Seine Worte lassen uns staunen, weil er die gewöhnliche Spannung zwischen Erniedrigung und Erhöhung sozusagen eschatologisch auflöst. Bei ihm kann Jesus sagen: „Er, der mich gesandt hat, ist bei mir; er hat mich nicht allein

gelassen, weil ich immer tue, was ihm gefällt“ (8,29; vgl. 16,32). Und noch triumphaler: „Niemand entreißt mir (das Leben), sondern ich gebe es aus freiem Willen hin. Ich habe Macht, es hinzugeben, und ich habe Macht, es wieder zu nehmen“ (10,18). „Und ich, wenn ich über die Erde erhöht bin, werde alle zu mir ziehen“ (12,32).

Diese johanneischen Jesusworte sind so strahlend hell, dass sie uns möglicherweise eher blenden als erleuchten. Ihre Wahrheiten lassen sich durch bloß menschliche Augen ganz sicher nicht verifizieren. Denn diese schauen auch heute nur auf den, den sie durchbohrt haben (19,37). Allein die Augen der Evangelisten und ihres Glaubens vermögen zu sehen, dass aus der geöffneten Seite des getöteten Jesus ein heilbringender Strom des Lebens fließt (vgl. Joh 19,34).

Das letzte Wort Jesu nach Johannes („Es ist vollbracht!“) mag triumphal klingen und schon österliche Auferstehungs-Visionen in uns wachrufen. Es ist andererseits aber auch so schlicht und alltäglich, dass man ein persönliches Gebet daran anknüpfen kann, wie es Karl Rahner schon zu seiner Zeit getan hat: „O Jesus, mag der Auftrag, den der Vater mir gegeben hat, sein, wie er will – größer oder kleiner, süß oder bitter, Leben oder Tod - : gib, dass ich ihn vollbringe wie du, der du alles, auch mein Leben, schon vollbracht hast, damit ich es vollbringen könne“. ¹³

Auch wenn sich weder der Zeitpunkt noch die Art und Weise des eigenen Todes voraussehen lässt, Jesu letzte Worte am Kreuz offenbaren jedem Menschen etwas vom Geheimnis seines persönlichen Sterbens.¹⁴ Wer diese Worte mit willigem Herzen und aufmerksamem Verstand betrachtet, wird erkennen, wie vielschichtig das Geheimnis der menschlichen Vollendung ist. Er kann alle einseitigen Bilder und Vorstellungen vom Ende seines Daseins zurückweisen und braucht weder in furchtbarer Todesangst noch in falscher Todessehnsucht zu leben. Vielleicht wird er dann wie Paulus sagen: „Es zieht mich nach beiden Seiten. Ich sehne mich danach, aufzubrechen und bei Christus zu sein – um wieviel besser wäre das!“ (Phil 1,23). Zugleich aber wird er ebenso wie der Apostel an die Menschen denken, die ihn noch brauchen: „Euretrogen ist es notwendiger, dass ich am Leben bleibe“ (1,24). Wer Jesu letzte Worte in solcher Offenheit meditiert, den wird kein übertriebenes Vergänglichkeitsbewusstsein lähmen, sondern er kann, ähnlich wie Paulus vertrauen: „Ich weiß, daß ich bleiben und bei euch allen ausharren werde, um euch im Glauben zu fördern und zu erfreuen“ (1,25).

¹³ K. Rahner, *Die sieben letzten Worte Jesu*, in: *Gebete des Lebens*. Hrsg. von A. Raffelt. Freiburg 1984, 73.

¹⁴ Vgl. M. Meyer, *Die sieben Worte Jesu am Kreuz. Ausgelegt, gepredigt, weitergebetet und zum Nachklingen gebracht*. Göttingen.